



KULTURWISSENSCHAFTLICHES WEBPORTAL

- [www.LiteraturundSport.de](http://www.LiteraturundSport.de) -

Erik Eggers

Warum ignoriert die deutsche Literatur den Sport? Anmerkungen zu einem seltsamen Dilemma

- Vorblatt -

Publikation

Zweitveröffentlichung aus:

SportZeiten. Sport in Geschichte, Kultur und Gesellschaft 3 (2003), Heft 1, S. 7-16.

URL: <<http://www.LiteraturundSport.de/diskussion/eggers.pdf>>

Eingestellt am 26.8.2006.

Autor

Erik Eggers

Maarweg 24

50933 Köln

Emailadresse: <[erik.eggers@gmx.de](mailto:erik.eggers@gmx.de)>

Empfohlene Zitierweise

Beim Zitieren empfehle ich hinter den Titel das Datum der Einstellung oder des letzten Updates und nach der URL-Angabe das Datum Ihres letzten Besuchs dieser Online-Adresse anzugeben:

Erik Eggers: Warum ignoriert die deutsche Literatur den Sport? Anmerkungen zu einem seltsamen Dilemma (26.8.2006), in: Thomas Schmidt (Hg.): Kulturwissenschaftliches Webportal - [www.LiteraturundSport.de](http://www.LiteraturundSport.de), <<http://www.LiteraturundSport.de/diskussion/eggers.pdf>> (Datum Ihres letzten Besuches).

## Warum ignoriert die deutsche Literatur den Sport? Anmerkungen zu einem seltsamen Dilemma

Erik Eggers

### Vorbemerkung

Für Marcel Reich-Ranicki ist das Thema seit Jahrzehnten erledigt. Sport und Literatur, schrieb der Papst der deutschen Literaturkritik bereits 1964 und gewissermaßen abschließend in ‚Die Zeit‘, seien „feindliche Brüder“, weil der Sport „ungleich einfacher, primitiver, oberflächlicher, direkter“ sei als die Literatur (1964, 12). Ob er den geradezu programmatischen Text aus dem Jahre 1930 kannte, in dem Frank Matzke über die angebliche Unvereinbarkeit zwischen „Hochkultur“ Literatur und dem neuen Massenphänomen referierte? „Wem der Sport ‚am Herzen liegt‘“, meinte Matzke seinerzeit, „der sucht ihn auf Plätzen und Wassern, nicht auf dem Papier, der sucht ihn in der Wirklichkeit, nicht in der ‚Dichtung‘. Denn er ist Gegensatz zur Dichtung, Feind des Papiers.“ War Reich-Ranicki klar, wie sehr sich damals schon laut Matzke der Konsum einer Sportveranstaltung von dem eines Theaterstücks unterschied und so den etablierten Künsten zur Konkurrenz erwuchs?

Man jammert darüber, dass sie [die Zuschauer] nicht mehr im Theater sitzen oder in Bildgalerien sich langweilen. Und doch hat sich im Wesen die Lage eher zum Besseren gewandelt. Uns ist es selbstverständlich, dass ein Mensch, der bei einem Fußballwettkampf in ehrlicher Begeisterung mitschreit, nicht nur tiefer, sondern – da ehrlich und ohne Zwang – höher steht als einer, der gähmend vor Goethes oder Feuerbachs ‚Iphigenie‘ sitzt (2002, 140).

### Das Versagen der deutschen Autoren

Im Grunde hat sich dieses Dogma bei den meisten deutschen Intellektuellen bis auf den heutigen Tag erhalten, diese unverrückbare Vorstellung, dass es sich beim Sport um etwas zu Weltliches handele. Hängt diese wie eingemeißelt wirkende Vorstellung aber nicht auch mit einer tiefen Befürchtung zusammen, dass die Literatur in Wirklichkeit vor der atmosphärischen Dichte des Sports kapitulieren muss? Literaturwissenschaftler wie Mario Leis jedenfalls sind sich sicher, „dass ein hochdramatisches Fußballspiel nicht adäquat in der Literatur (...) abgebildet werden kann“, weil die Literatur in der Regel die Eindeutigkeit von sportlichen Tätigkeiten in einen ausgesprochen mehrdeutigen Interpretationshorizont verschiebe (2003, 141). Leis hat nur wenig Mühe, seine These mit Aussagen renommierter Autoren zu unterstreichen. „Jeder Sieg auf dem Papier“, zitiert er etwa Jan Philipp Reemtsma, der sich über das Boxen an diesem Thema abgearbeitet hat, „ist einer, den man nicht beweisen kann. [...] Ein Boxkampf ist einfach; und

wenn einer am Boden liegt und nach zehn Sekunden noch nicht wieder auf den Füßen ist, gibt es auch keine hermeneutischen Probleme” (1995, 15). Auch Dirk Schümer, für die „Frankfurter Allgemeine Zeitung” als Kulturkorrespondent in Venedig tätig, hält es für nahezu ausgeschlossen, die atmosphärische Dichte eines Wettkampfs auch nur einigermaßen wirklichkeitsgetreu wiederzugeben:

Die Dramaturgie eines Spiels skandiert ihre eigene Sprache. Wir können ein Fußballspiel, dieses selbstorganisierte Zeichensystem auf grünem Grund, laut mitlesen wie ein Gedicht. Wir können dabei mitleiden wie bei einem spannenden Roman, Furcht und Schrecken erleben, als sähen wir eines von Shakespeares Dramen. Für einen Autor, der mit der linken Hand die vermeintliche Stimmung auf Platz und Tribüne einfängt, um daran seine Theorien über die Gesellschaft zu explizieren, ist der Fußball schlicht zu umfassend. Sperrige Texte aus unsinnlichen Buchstaben sind zu schwach, dieses Gesamtkunstwerk zu fassen. Über Fußball kann man nicht schreiben. Fußball ist selbst Literatur (1996, 241f.).

Dennoch, diese Bemerkung sei erlaubt, lässt es sich Schümer nicht nehmen, in seiner Zeitung über den italienischen Fußball zu berichten.

Auch der Filmkritiker und Feuilletonist Michael Althen hält das, was im Leichtathletik-Stadion, in der Schwimm-Arena oder auf dem Fußballfeld passiert, für derart unerklärlich, dass die Literatur daran scheitern muss. „Warum gibt es keine guten Fußball-Romane?“, fragte er kurz nach dem vielbesungenen Champions League-Finale von 1999, in dem Bayern München den sicher geglaubten Sieg in der Nachspielzeit noch verspielte. Althen bezweifelte damals ebenfalls im Grundsatz, dass irgendjemand dazu in der Lage sein würde, das Mysterium dieser drei Minuten auch nur annähernd zu beschreiben:

Man muss das Finale der Champions League gesehen haben, um das Drama zu begreifen. Muss gesehen haben, wie die Bayern ihre frühe Führung verteidigt haben und wie die Versuche von Manchester, den Ausgleich zu erzielen, gegen Mitte der zweiten Halbzeit langsam erlahmten. Muss erlebt haben, wie zwei Schüsse der Bayern an Pfosten und Latte landeten und wie Manchester nach diesen Warnschüssen noch mutloser agierte. Muss gefühlt haben, wie nahe der erste Triumph nach 23 Jahren war und wie Manchester den Glauben verlor, daran noch etwas ändern zu können. Der Rest ist traurige Geschichte: Die reguläre Spielzeit war zu Ende, von den drei Minuten Nachspielzeit war die erste beinahe rum, in Gedanken sah man schon die Siegerehrung vor sich, da erzielte Manchester den Ausgleich – und in die Entgeisterung der Bayern und aller Fans hinein gleich danach den Siegtreffer. Drei Minuten bis zur Ewigkeit nannte das der Schütze des Bayern-Tores, Mario Basler, und umriss damit ungefähr die Gefühle übellauniger Väter, heulender Söhne und verständnisloser Ehefrauen vor dem Fernseher (1999).

Auf der Suche nach einer Erklärung, warum gerade in Deutschland so wenig gute Fußballbücher erscheinen, wendet Althen seinen Blick auf die Amerikaner, die

einen anderen Blick auf Sport und besonders auf Baseball haben. Das Grün mit seinem diamantförmigen Zentrum steht dort in der Tat für eine utopische Vorstellung von Reinheit und Perfektion, die es im Fußball so nicht gibt. Die man aber braucht, wenn der Sport zur Folie von

Romanen werden soll. So wie sich im American Football ein Echo der mühseligen Landnahme der ersten Siedler wiederfindet. Daran kann sich Literatur abarbeiten.

Die Frage demnach wäre, so Althen, wofür Fußball in Deutschland also eigentlich stehe.

## Unterschiede zwischen deutscher und angelsächsischer Sportauffassung Teil 1: Der ironische, verspielte Blick in Großbritannien und den USA

Wofür steht, genereller gefragt, Sport in Deutschland? Dieser Frage nachzugehen ist man gezwungen beim Nachdenken über das von jeher seltsame Verhältnis deutscher Literaten zum Sport. Sie erscheint als Schlüssel zur Antwort, warum in Deutschland, einer der größten Buchmärkte der Welt, so wenig gute Sportbücher verkauft werden; aus welchem Grund es an textlich gelungenen Abbildungen einer Kultur mangelt, die teilweise 30 Millionen Deutsche vor die TV-Geräte zieht; weshalb sich die Massen von Hörern, die sich jeden Samstagnachmittag von der Bundesliga-Schlusskonferenz begeistern lassen, nicht für Literarisches zum Fußball zu interessieren scheinen, nicht für Romane, Erzählungen oder Gedichte; wieso sich kaum ein deutscher Schriftsteller von Rang an dieses Sujet wagt; welches, schließlich, die Hintergründe sein mögen, dass sich angelsächsische Autoren im Gegensatz dazu sehr wohl an diesem Stoff probieren, und dazu noch erfolgreich. Freilich, dieser Text maßt sich nicht an, endgültige Antworten auf diese komplizierten Fragen zu geben, im Gegenteil. Er soll lediglich als Anregung dienen, und als Anstoß für die Schriftsteller, Lektoren und Verlagsleiter in diesem Lande, vielleicht einmal darüber nachzudenken, ob es heute immer noch angebracht ist, Sport von vornherein als „Kassengift“ zu deklarieren.

Denn dass der Sport zuwenig psychologische Facetten und geistigen Tiefgang biete, diese Auffassung ist auch heute noch mehrheitsfähig in deutschen Verlagshäusern. Herrscht dieses ewige Klischee doch immer noch: Dass der Sport geistlos zu sein hat und die Dichtung körperlos. Dabei existieren, wie Uwe Wittstock einmal treffend anmerkte,

zwischen Schriftstellern und Sportlern bemerkenswerte Gemeinsamkeiten. Sie sind sich ähnlicher, als man auf den ersten Blick wahrnimmt. Wie der Schriftsteller verschreibt sich der Sportler mit seiner ganzen Person einer Tätigkeit, die keinen Zweck hat, keinen unmittelbaren Nutzen kennt und trotzdem strengen Regeln folgt. Wie der Schriftsteller widmet der Sportler sein Leben dem Spiel und nicht dem faden Ernst der Wirklichkeit, wie der Schriftsteller ersetzt er die raue Realität durch eine lustvolle Simulation. Kurz: wie dem Schriftsteller so geht es auch dem Sportler darum, die oft unerträglichen Konflikte des Daseins in eine ritualisierte und also erträgliche Form zu überführen (1993, 275).

Wittstocks flammendes Plädoyer für eine Literarisierung des Sports ist nachzulesen in der Anthologie „Sport-Stories. Ein literarischer Zehnkampf“, die er 1993 zusammenstellte. Interessant und bezeichnend jedoch daran ist, dass sich unter den abgedruckten 15 Autoren

international so berühmte Namen wie Ernest Hemingway, James Joyce, Rudyard Kipling oder Philip Roth finden, aber mit Siegfried Lenz nur ein bekannter deutscher. Allein diese Auswahl also gibt einen Hinweis darauf, dass sich renommierte angelsächsische Autoren sehr gern mit dem Phänomen des modernen Sports auseinandersetzen, deutsche Schriftsteller sich hingegen damit stets schwer getan haben. Das hing und hängt mit einer grundsätzlich anderen Blickweise auf den Sport zusammen, mit den seltsamen Berührungspunkten deutscher intellektueller Kreise mit der „Niederkultur“ Sport, die vielen angelsächsischen völlig fremd ist. Sie drückt sich bereits aus in den sehr unterschiedlichen Arbeitsstilen im Sportjournalismus. Die Wahrnehmung des Sports in Deutschland, England und den USA und seine alltägliche Verarbeitung bzw. Rezeption ist nämlich noch immer, aller Globalisierungs- und Europäisierungssphänomene zum Trotz, von fraglos großen Unterschieden gekennzeichnet.

Es genügt ja manchmal schon ein einziger Satz, diese frappierenden Unterschiede freizulegen. Ein Satz, wie ihn beispielsweise Gerard Houllier, der französische Trainer des FC Liverpool formulierte, in seiner Pressekonferenz vor dem Hinspiel des Champions League-Viertelfinals im April 2002 gegen Bayer Leverkusen. „Wahres Heldentum“, stellte Houllier seinerzeit fest, „wird sich irgendwann auszahlen“, und keiner der vielen anwesenden englischen Journalisten mochte sich daran stoßen oder dem gar widersprechen. Weil auch sie das, was auf dem Platz passiert, als letzte, zuweilen auch archaische Form der Verdichtung empfinden, als Drama, als Tragödie oder als Komödie. Die britischen Berichtersteller bewundern mit scheinbarer Kritiklosigkeit die Fähigkeiten ihrer Sportler, mit ihren austrainierten Körpern von Mut, Entschlossenheit, Feigheit, Verzagtheit, ergo: vom immer wiederkehrenden Kampf mit immer wieder ungewissem Ausgang zu erzählen, von Siegern und Verlierern. Den britischen Betrachtern scheint dabei jederzeit bewusst, dass der Sport in dieser Epoche, die den Menschen immer häufiger austauschbar und antiquiert erscheinen lässt, eine Sonderrolle einnimmt: Weil es im Wettkampf, anders als im durchmechanisierten Alltag, auf den Einzelnen ankommt und auf seine individuellen Möglichkeiten, weil nirgendwo anders die physische und psychische Präsenz des einzelnen Menschen so sehr gefragt ist. Daher ist die britische Öffentlichkeit an pathetische Formeln wie die von Houllier gewöhnt, keiner stört sich daran. Dass es sich dennoch um einen spielerischen Zugang handelt, zeigt sich an der gleichzeitig geäußerten Distanziertheit und an dem Humor. Wenn sich dieses Pathos nämlich allzu sehr dem Kitsch nähert, dann wird dies in England gern mit feinsinniger Ironie konterkariert. Kein deutscher Journalist hingegen würde von Houlliers damaligem Gegenspieler, Klaus Toppmöller, gleichwohl dieser oft und gern als „Fußball-Romantiker“ bezeichnet wird, in dessen Pressekonferenz ein derart geschwollenes Eröffnungsstatement erwarten. Er wäre dafür hingerichtet worden im deutschen Blätterwald, oder er wäre schlicht ausgelacht worden. Weil deutsche Sportreporter sich allenfalls in

unreflektierten Live-Momenten in Pathos verlieren, ihn jedoch bei Trainern und Spielern als peinlich und unangemessen empfinden.

Unterschiede zwischen deutscher und angelsächsischer Sportauffassung Teil II. Der deutsche Hang zur Vereinnahmung

Dieser veritable Unterschied in Wahrnehmung und tagesaktueller Aufbereitung ist historisch erklärbar. Viele unter den Pionieren des Sportjournalismus glaubten zwar, dass diesem neuem Massenphänomen so, wie es sich ihnen in den 1920er Jahren darbot, nur mit dem Handwerk des Schriftstellers beizukommen und zu beschreiben sei. Zu diesen Pionieren zählte unter anderem Willy Meisl, der von 1925 an das Sportressort der elitären ‚Vossische Zeitung‘ in Berlin aufbaute. Meisl journalistisches Programm ist nachzulesen in dem Vorwort zu seinem Büchlein „Die Olympischen Spiele 1924 in Wort, Bild und Statistik“, das brillante Feuilletons zu den Wettkämpfen enthält. „Ein Experiment“ nannte Meisl dieses Büchlein, „eine Art Mischung von Statistik, Epik und Lyrik, eine Sportmischung dieser Ingredienzen“. Ihm sei klar, so Meisl, dass Statistik und Lyrik ein „ungleiches Paar“ abgäben, und dennoch sei diese „originelle Paarung gewollt“, weil der Kontrast belebe. Denn „die nackte Zahl ermüdet, tötet das lebendige Ereignis. Die epische Schilderung, das lyrische Erlebnis ergeben kein dauerhaftes Sportdokument.“ Es sind stilbildende Reportagen in diesem Band enthalten, stilbildend deshalb, weil sich viele Metaphern und Wortkreationen Meisls einbürgerten in den deutschen Sportjournalismus und weil sie den Leistungssport und seine Wettkämpfe als Theaterstück inszenierten. Sie waren genauso wegweisend wie die sportliterarischen Arbeiten eines Walther Bensemann, des zweiten großen Sportjournalisten jener Zeit, der 1920 mit dem ‚Kicker‘ ein Fachorgan auf intellektuell hohem Niveau schuf. Es erscheint indes aus heutiger Sicht nicht als Zufall, dass beide nicht in Deutschland aufgewachsen waren: Meisl profitierte von der herausragenden Wiener Schule, und Bensemann entsprang zwar einer Berliner Familie, verbrachte seine Schulzeit aber in einem englischen Internat in Montreux und arbeitete unter anderem als Lehrer in England. Beide waren in ihren Texten geprägt von den Idealen des Englischen Sports, vom Internationalismus und Fair Play. Meisl und Bensemann waren daher auch fest überzeugt davon, dass der Sport kein Vehikel für andere Interessen darstellen darf, sondern einen Wert an sich besitzt. So sehr ihre Formulierungen aber auch Eingang fanden in die deutsche Sportsprache, so wenig drangen sie damals durch mit dieser Position. Für den Großteil der deutschen Sportkommentatoren nämlich stand seinerzeit der Sport nicht für sich selbst, sondern sie erblickten in ihm nicht selten ein neues nationalistisches und chauvinistisches Medium, mit dem man – gewissermaßen in Verlängerung des just untergegangenen wilhelminischen Leitmotivs – die Welt nun am deutschen

Sportwesen genesen lassen konnte. Die Beispiele dafür aus der Weimarer Zeit sind Legion, und wie fatal diese Berufsauffassung für den deutschen Sportjournalismus sein sollte, das zeigte sich spätestens nach der „Machtergreifung“ 1933, als er nämlich unreflektiert und ohne erkennbare Probleme das nationalsozialistische System mitzutragen bereit war – und zwar ungeachtet des Rausschmisses von jüdischen Pionieren wie Meisl und Bensemann.

Diese fraglose Vereinnahmung und Beschlagnahme des Sports indes zeigte sich beileibe nicht nur bei konkret anstehenden internationalen Vergleichen, sondern auch auf den vielen Ebenen darunter, wenn sich etwa Arbeitersport und bürgerlicher Sport in einen nach heutigen Maßstäben absurden Konkurrenzkampf zwangen. Nie wieder war der Sport derart politisiert wie in den 20er Jahren, wie sie auch institutionell in der Zersplitterung nach Klassen und Konfessionen zum Ausdruck kam. Nie wieder danach wurde Sport respektive das Deutsche Turnen derart offen ideologisiert und instrumentalisiert, selbst in den Verbänden, die sich wie der Deutsche Reichsausschuss für Leibesübungen (DRA) formal als „unpolitisch“ bezeichneten, betonten dort führende Sportfunktionäre wie Carl Diem oder Theodor Lewald doch immer wieder den gesundheitspolitischen, ökonomischen bzw. paramilitärischen Wert der Sporterziehung, um an staatliche Subventionen zu gelangen. Der deutsche Sport bekam, als er in der Weimarer Republik erstmals zu größerer Popularität gelangte, also anders als in den USA oder in England kaum eine vernünftige Chance, sich als etwas Zweckfreies darzustellen. Er verlor deshalb, wie Siegfried Lenz einmal im Rahmen einer Sportbuchrezension angemerkt hat, schon in diesem frühen Stadium seine Jungfräulichkeit, weil er „von Ideologie durchsäuert, als Profitquelle erschlossen, politisch indoktriniert und militärisch in Anspruch genommen“ wurde (1997, 484). Natürlich verhandelten einige literarische Texte von hoher Qualität den Sport Weimarer Prägung, angesichts der großen Aufmerksamkeit jedoch, mit der die Öffentlichkeit den Sport bereits begleitete, erscheint ihre Zahl doch mehr als bescheiden. Warum das so ist, dafür hat Mario Leis eine schlüssige These parat. „Sport, der gesellschaftlich hochgradig vereinnahmt ist“, so der Literaturwissenschaftler, „bietet den kompensierenden Literaten kein attraktives Material, um der durchrationalisierten Gesellschaft zu entfliehen“ (2000, 10). Demnach dürfte der Sport auch im „Dritten Reich“ und in der DDR, die einen florierenden Sportbuchmarkt besaß, kein attraktives Material zur Verfügung gestellt haben.

#### Spätfolgen, Biografiefeindlichkeit und Wandel: späte Befreiung?

Warum also, von wenigen Ausnahmen abgesehen, der Sport in der Literaturgeschichte der Bundesrepublik ebenfalls bisher kaum eine Rolle spielte, das lässt sich mithin auch mit den spürbaren Nachwirkungen der verhängnisvollen Instrumentalisierung des Sports im

Nationalsozialismus erklären. Es gab ja auch nach 1945 wahrlich genug Anlass, den Wert des Sports im Grundsatz in Zweifel zu ziehen. Als „Büchenspanner des Krieges“ bezeichnete Carl Diem nach dem „Sturm auf Frankreich“ den Sport, zu der Formulierung „ein guter Sportler ist auch ein guter Soldat“ ließ sich selbst Sepp Herberger, der sich sonst doch fernhielt von der Politik, in einem Brief an einen seiner Nationalspieler hinreißen. Vor diesem Hintergrund kann es kaum verwundern, dass sich der Sport und seine Protagonisten nach 1945 als Stoff für Geschichten kaum eignete. Selbstverständlich gibt es Ausnahmen, etwa die kurzzeitig einsetzende Glorifizierung der „Helden von Bern“, die 1954 die Fußballweltmeisterschaft errangen. Aber selbst in diesem Moment des größten sporthistorischen Ereignisses der deutschen Nachkriegsgeschichte wussten die Menschen ja nicht, ob es ihnen überhaupt erlaubt war, es hemmungslos und ungebremst zu bejubeln. Eine Verarbeitung dieser WM-Heldengeschichte mit literarischem Anspruch jedenfalls ließ lange auf sich warten; erst Friedrich Christian Delius war mit „Der Sonntag, an dem ich Weltmeister wurde“ (1996) dazu in der Lage – und es ist wohl kaum als Zufall zu bezeichnen, dass die Hauptfigur dieses schönen Bandes, ein kleiner Junge, sogar darum kämpfen muss, ungestört an der fesselnden Radioreportage Herbert Zimmermanns teilzuhaben. Dass sich auch in den folgenden Jahrzehnten der Großteil der deutschen Schriftsteller nicht um das Genre des Sports kümmerte, sondern um „schwerere“ Stoffe, auch dafür liegen die Gründe freilich auf der Hand. Selbstverständlich musste die jüngste deutsche Vergangenheit so etwas Profanes wie den Sport überdecken, auch und gerade in der Generation der „68er“, die in Gestalt der so genannten „neomarxistischen Sportkritik“ zudem den Sport über Jahre hinweg als Symbol der Leistungsgesellschaft geißelte und allein die Beschäftigung mit ihm als geradezu kontraproduktiv für den Klassenkampf einschätzte (es ist heute fast rührend, die damals entstandenen soziologischen Untersuchungen zum Sport zu lesen). Auch diese Sportfeindlichkeit indes wirkt bis heute nach, sie verstellt bei der älteren Generation noch häufig genug den Blick, obwohl das Gesellschaftsphänomen Sport in den letzten Jahrzehnten nicht nur der Kommerzialisierung wegen einem enorm starken Wandel unterworfen wurde.

Die bisher in Deutschland zu registrierende Unfähigkeit, ungezwungen vom Sport und seinen Helden zu erzählen, lässt sich indes gleichfalls auf die mangelnde biografische Arbeitsweise zurückführen. Die Biografie gilt hierzulande ja immer noch als ein wahrlich verrufenes Genre, aus ganz verschiedenen Gründen. Zunächst gilt sie etwa in der deutschen Historiografie schon deswegen als unwissenschaftlich, weil an ihr fast alle geschichtstheoretischen Zugänge scheitern müssen, sie wird deswegen oft als leutselige Gattung verspottet, weil sie es, so der plakative und im übrigen oft nicht durchargumentierte Vorwurf, mit begrifflichen Prämissen nicht allzu genau nehme. Allein schon dieser mangelnde theoretische Überbau, so sehr so etwas auch die Leser ermüdet, lässt die Biografie unter deutschen Historikern als hochgradig verdächtig erscheinen.



Dass mit Ian Kershaw ein Engländer die bisher maßgebliche Hitler-Biografie geschrieben hat und dass Nicholas Boyle aus Cambridge als der bedeutendste Goethe-Biograf gilt, ist deswegen alles andere als ein Zufall. Gleichzeitig aber – und das ist eine schöne und gleichzeitig ironische Seite der deutschen Ablehnung gegenüber Biografien – bewundern viele deutsche Geschichtsschreiber nicht nur das Vermögen vieler angelsächsischer Autoren, ein Menschenleben seriös und anschaulich nachzuvollziehen, ohne dabei komplexe historische Zusammenhänge zu vernachlässigen. Sondern sie beneiden ihre Kollegen aus Großbritannien und den USA auch um die Verve und die Ungezwungenheit, mit der diese Biografien erzählt werden. Und, last but not least, beneiden sie den damit verbundenen kommerziellen Erfolg, der gleichwohl deutschen Wissenschaftlern a priori als etwas Hochverdächtiges erscheint.

Auch auf den Sport gespiegelt spielt diese grundsätzliche Abneigung gegen den Zugang über Personen eine nicht unwesentliche Rolle. Denn obwohl im deutschen Sportjournalismus in den letzten Jahren eindeutig eine Biografisierung der Berichterstattung zu registrieren ist, halten sich viele Sportbuchautoren auf diesem Gebiet doch (aus unverständlichen Gründen) merklich zurück. Wie gut nämlich eine Biografie geeignet ist, scheinbar unbeabsichtigt in das Milieu des Sports einzutauchen und so den Leser von den profanen Praktiken einer ansonsten als geheimnisumwittert betrachteten Szene atmen zu lassen, das zeigt Ronald Rengs fantastische Biografie „Der Traumhüter“ (2002), die das Leben eines Fußballtorwarts behandelt, der innerhalb von wenigen Jahren von der Kreisliga aufsteigt in die englische Premier League. Dabei spielt es zunächst überhaupt keine Rolle, ob und in welchem Maße die Literarisierungen des Autors womöglich das Bild dieses Milieus stark zuspitzen und womöglich sogar verfälschen. Wichtiger erscheint der erzählerische Esprit und der Humor, mit dem es Reng gelingt, den Leser für einen Bereich zu interessieren, von dem viele vor der Lektüre sicherlich gemeint haben, schon alles darüber zu wissen. Selbst dass Reng gleichzeitig seine Hauptfigur überhöht und so womöglich einer Legendenbildung oder gar einem Starkult Vorschub leistet, ist nur nachgeordnet von Bedeutung. Der kommerzielle Erfolg Rengs spricht eigentlich schon für sich, der „Traumhüter“ wurde – keine Sensation angesichts der Qualität – seit seinem Erscheinen vor gut einem Jahr über 30.000 Mal verkauft. Reng jedenfalls steht als Deutscher ganz in der Tradition englischer Sportbuchautoren, die mit einem gelungenen Mix aus Ironie und Pathos das Massenphänomen Fußball unter die Lupe nehmen. Dass Reng dies gelungen ist, dass er die „typisch deutsche“ Schwermütigkeit und Verbissenheit bei seinem Projekt abzulegen vermochte, hat aber womöglich auch mit seiner Vita zu tun: Als Korrespondent der „Süddeutschen Zeitung“ nahm er jahrelang den sogen. Spirit des englischen Fußballs in sich auf. Auf jeden Fall befindet sich Reng mit seinem „Traumhüter“, so sehr sich dieses Buch durch Aufbau und Inhalt auch

unterscheidet etwa von den stilprägenden Fußballbüchern eines Nick Hornby (1996) oder eines Joe McGinniss (2000), doch in der erzählerischen Tradition angelsächsischer Autoren.

### Ausblick

Keine Frage: Es hat auch in den letzten Jahrzehnten schon schriftstellerische Arbeiten von hohem Niveau in Deutschland gegeben, die einen Wandel andeuten in dem bislang so komplizierten Verhältnis zwischen Literatur und Sport, an erster Stelle zu nennen wären etwa die fantastischen Verse und Beschreibungen eines Ror Wolf (1982). Dieser Wandel ist insbesondere damit zu erklären, dass der deutsche Sport im Begriff ist, sich freizuschwimmen von den eindeutigen Inanspruchnahmen früherer Jahrzehnte, dass er sich beispielsweise aller martialischen Terminologie zum Trotz zweifelsfrei nicht mehr als Verlängerung des Krieges auf den Sportplatz betrachtet, und dass auch das Gesundheitsargument immer weiter aus dem Blickfeld des Betrachters verschwindet. Der deutsche Umgang mit dem Sport ist spielerischer geworden, weniger verklemmt, weniger ideologisch verbrämt. Sport, erkannte Siegfried Lenz schon 1979, ist auch in Deutschland

längst zu einer Erscheinung geworden, der nicht nur über Mythen und Moral einer Gesellschaft Auskunft gibt, sondern auch dem Problemverlangen der Literatur die vielfältigsten Angebote macht. Aus einem Phänomen von braver Eindeutigkeit hat sich eine ambivalente, widerspruchsvolle, von mächtigen Interessen und Neurosen verdunkelte Teilwelt entwickelt, die allein an die Soziologie zu delegieren ich nicht für ausreichend halte (1997, 484).

Dieser bereits 24 Jahre alten Aufforderung an die deutsche Literatur ist nichts hinzuzufügen. Marcel Reich-Ranicki hat sich geirrt: Das Thema Sport und Literatur ist noch längst nicht erledigt.

## Literaturverzeichnis

- Althen, M.: „Drei Minuten Ewigkeit. Kein Sport, nirgends: Warum gibt es kein guten Fußball-Romane?“. In: ‚Süddeutsche Zeitung‘ vom 10. Juni 1999.
- Delius, Fr. Chr.: Der Sonntag, an dem ich Weltmeister wurde. Hamburg 1996.
- Hornby, N.: Ballfieber. Die Geschichte eines Fans. Frankfurt a.M. 1996.
- Leis, M.: Sport in der Literatur. Frankfurt a.M. [u.a.] 2000.
- Leis, M., „Fußball gegen Literatur – Halbzeitstand 0:0 – Tip: X’ Fußball in der schöngestigen Literatur“. In: Herzog, M. (Hrsg.), Fußball als Kulturphänomen. Kunst – Kultur – Kommerz (= Irseer Dialoge, Bd. 7), Stuttgart 2002, 139-156.
- Lenz, S.: „Das Dilemma des Hammerwerfers. Über einen Sportroman von Per Olov Enquist [1979]. In: Lenz, S.: Werksausgabe in Einzelbänden (Band 19). Hamburg 1997.
- Matzke, F.: Jugend bekennt: So sind wir!, Leipzig 1930, zitiert nach: Leis, M., „Fußball gegen Literatur – Halbzeitstand 0:0 – Tip: X’ Fußball in der schöngestigen Literatur“. In: Herzog, M. (Hrsg.), Fußball als Kulturphänomen. Kunst – Kultur – Kommerz (= Irseer Dialoge, Bd. 7), Stuttgart 2002, 141f..
- McGinniss, J.: Das Wunder von Castel di Sangro. Ein italienisches Fußballmärchen. Köln 2000.
- Meisl, W.: Die Olympischen Spiele 1924 in Wort, Bild, Statistik. Oldenburg 1924.
- Reemtsma J. P.: Mehr als ein Champion. Über den Stil des Boxers Muhammad Ali. Stuttgart 1995.
- Reich-Ranicki, M.: „Betrifft Literatur und Sport“. In: ‚Die Zeit‘ vom 14. Februar 1964, 12.
- Reng, R.: Der Traumhüter. Die unglaubliche Geschichte eines Torwarts. Köln 2002.
- Schümer, D.: Gott ist rund. Die Kultur des Fußballs. Berlin 1996.
- Wittstock, U.: Sport-Stories. Ein literarischer Zehnkampf samt Training, Halbzeitpause, Verlängerung, einem Bericht aus der Fan-Kurve und einem ruhigen Heimweg. Frankfurt a.M. 1993.
- Wolf, R.: Das nächste Spiel ist immer das schwerste. Königstein/Ts. 1982.